

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.



Als der bekannte Anwalt für Menschenrechte Philippe Sands nach Lemberg reist, ahnt er noch nicht, dass ihn diese Reise um die halbe Welt führen wird. Er entdeckt die dramatische Geschichte seiner Angehörigen, die einst in Lemberg lebten. Und er stößt auf die Geschichten zweier Männer, die das moderne Völkerrecht prägten: Hersch Lauterpacht und Raphael Lemkin.

Als Juristen konzipierten sie angesichts der ungeheuren NS-Verbrechen während des Nürnberger Prozesses jene beiden Begriffe, mit denen seitdem der Schrecken benannt und geahndet werden kann: »Verbrechen gegen die Menschlichkeit« und »Genozid«.

Alle Fäden laufen in Lemberg zusammen: Meisterhaft verknüpft Philippe Sands die Geschichten von Tätern und Anklägern, von Strafe und Völkerrecht zu einer fesselnden Erzählung darüber, wie Verbrechen und Schuld über Generationen fortwirken.

»Mit den Biographien dieser Menschen verwebt Philippe Sands die Geschichte eines Jahrhunderts. Er erzählt, wie Geschichte entsteht.«
Elisabeth von Thadden, *Die Zeit*

Philippe Sands, geboren 1960, ist Anwalt und Professor für Internationales Recht und Direktor des Centre for International Courts and Tribunals am University College London. Sands hat selbst Wurzeln in Lemberg, wo der Großteil seiner Familie während des Krieges ermordet wurde. »Rückkehr nach Lemberg« wurde ausgezeichnet mit dem renommierten Baillie Gifford Prize und dem Wingate Literaturpreis 2016 und war Buch des Jahres bei den British Book Awards 2017.

Weiter Informationen finden Sie auf www.fischerverlage.de

Philippe Sands

RÜCKKEHR NACH LEMBERG

Über die Ursprünge von Genozid und
Verbrechen gegen die Menschlichkeit.
Eine persönliche Geschichte

Aus dem Englischen von
Reinhild Böhnke

FISCHER Taschenbuch



Erschienen bei FISCHER Taschenbuch
Frankfurt am Main, August 2019

Die Originalausgabe ist 2016 unter dem Titel
»East West Street. On the Origins of Genocide and
Crimes Against Humanity«
bei Weidenfeld & Nicolson, London, erschienen.

© Philippe Sands 2016

Für die deutschsprachige Ausgabe:
© 2018 S. Fischer Verlag GmbH, Hedderichstr. 114,
D-60596 Frankfurt am Main

Coverabbildung mit freundlicher Genehmigung von Niklas Frank
Karten bearbeitet von Peter Palm, Berlin
Satz: Dörlemann Satz, Lemförde
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-596-29888-4

Mitteilung an den Leser

Die Stadt Lwiw nimmt in dieser Geschichte einen wichtigen Platz ein. Während des 19. Jahrhunderts war sie als Lemberg bekannt und lag am östlichen Rand der Österreichisch-Ungarischen Monarchie. Kurz nach dem Ersten Weltkrieg wurde sie Teil des unabhängig gewordenen Polens und hieß Lwów, bis sie nach Ausbruch des Zweiten Weltkriegs von den Sowjets besetzt und in Lwow umbenannt wurde. Im Juli 1941 eroberten die Deutschen die Stadt, die sie wieder Lemberg nannten und zur Hauptstadt des Distrikts Galizien im Generalgouvernement machten. Nachdem die Rote Armee im Sommer 1944 die Nazis vertrieben hatte, wurde die Stadt Teil der Ukraine und trägt seitdem den Namen Lwiw.

Lemberg, Lwiw, Lwow und Lwów sind derselbe Ort. Der Name änderte sich wie die Zusammensetzung und Nationalität seiner Bewohner, doch seine Lage und seine Gebäude blieben dieselben. Und das, obwohl die Stadt zwischen 1914 und 1945 nicht weniger als achtmal den Besitzer wechselte. Wie die Stadt auf den Seiten dieses Buches genannt werden sollte, war eine schwierige Frage. Daher habe ich mich an den jeweiligen Namen gehalten, den diejenigen benutzten, die sie zu der Zeit beherrschten, über die ich schreibe. (Entsprechend verfähre ich mit anderen Orten: Das nahe gelegene Zólkiew heißt jetzt Schowkwa, während es von 1951 bis 1991 zu Ehren eines russischen Helden aus dem Ersten Weltkrieg, des ersten Piloten, der einen Looping geflogen ist, Nesterow genannt wurde.)

Ich habe daran gedacht, sie durchgängig Lemberg zu nennen, aufgrund der historischen Anklänge des Wortes und auch weil es der

Name der Stadt ist, in der mein Großvater seine Kindheit verbracht hat. Doch hätte eine solche Entscheidung leicht als ein falsches Signal aufgefasst werden können, zumal in einer Zeit, in der die Ukraine in kriegerische Auseinandersetzungen mit Russland um ihr eigenes Territorium verwickelt ist. Das Gleiche traf auch auf Lwów zu, wie die Stadt zwei Jahrzehnte lang genannt wurde, und ebenso auf Lviv, ihren kurzlebigen Namen während einiger turbulenter Tage im November 1918. Italien hat die Stadt nie beherrscht, aber wenn das der Fall gewesen wäre, dann wäre sie Leopolis genannt worden, die Stadt der Löwen.

Hauptpersonen

Hersch Lauterpacht, Professor für Internationales Recht, geboren im August 1897 in der Kleinstadt Zólkiew, wenige Kilometer von Lemberg entfernt, wohin die Familie 1911 zog. Sohn von Aron und Deborah (geb. Turkenkopf); er war das zweite von drei Kindern, zwischen seinem Bruder David und seiner Schwester Sabina. 1923 heiratete er in Wien Rachel Steinberg, ihr Sohn Elihu wurde in Cricklewood, London, geboren.

Hans Frank, Rechtsanwalt und Reichsminister, geboren im Mai 1900 in Karlsruhe. Er hatte einen älteren Bruder und eine jüngere Schwester. 1925 heiratete er Brigitte Herbst, sie hatten zwei Töchter und drei Söhne, deren jüngster Niklas genannt wurde. Im August 1942 verbrachte er zwei Tage in Lemberg, wo er mehrere Reden hielt.

Raphael Lemkin, Staats- und Rechtsanwalt, geboren im Juni 1900 in Ozerisko bei Białystok. Sohn von Josef und Bella, er hatte zwei Brüder (der ältere hieß Elias und der jüngere Samuel). 1921 zog er nach Lwów. Er heiratete nie und hatte keine Kinder.

Leon Buchholz, mein Großvater, geboren im Mai 1904 in Lemberg. Sohn von Pinkas, einem Spirituosenfabrikanten und späteren Gastwirt, und Malke (geb. Flaschner); er war das jüngste von vier Geschwistern, nach seinem älteren Bruder Emil und zwei Schwestern, Gusta und Laura. Er heiratete 1937 in Wien Regina »Rita« Landes, ein Jahr später wurde ihre Tochter Ruth, meine Mutter, dort geboren.

Prolog

Eine Einladung

**Dienstag, 1. Oktober 1946,
Justizpalast in Nürnberg**

Kurz nach 15 Uhr öffnete sich die Holztür hinter der Anklagebank, und Hans Frank betrat den Gerichtssaal 600. Er trug einen grauen Anzug, dessen Farbe sich vom Weiß der Helme zweier ernst blickender Militärpolizisten abhob, die ihn begleiteten. Die Gerichtsverhandlungen hatten ihren Tribut gefordert von dem Mann, der Adolf Hitlers persönlicher Anwalt und dann sein Statthalter im von Deutschland besetzten Polen gewesen war, einem Mann mit rosigen Wangen, einer scharfen kleinen Nase und straff zurückgekämmtm Haar. Frank war nicht mehr der fesche, schlanke Minister, als den ihn sein Freund Richard Strauss gefeiert hatte. Tatsächlich befand er sich in einem Zustand beträchtlicher Verwirrung, und zwar so sehr, dass er sich nach Betreten des Raumes in die falsche Richtung drehte und den Richtern den Rücken zuwandte.

In dem vollen Gerichtssaal saß an diesem Tag ein Professor für Internationales Recht an der Universität Cambridge. Hersch Lauterpacht, mit schütterem Haar und Brille, hockte rund wie eine Eule am Ende eines langen Holztisches, eingerahmt von angesehenen Kollegen aus dem Team der britischen Anklagevertretung. Lauterpacht, der in seinem schwarzen Anzug nur wenige Schritte von Frank entfernt saß, war derjenige, der die Idee gehabt hatte, den Begriff »Verbrechen gegen die Menschlichkeit« in das Nürnberger Statut einzubringen, vier Wörter, um die Ermordung von vier Millionen Juden

und Polen auf polnischem Territorium zu beschreiben. Lauterpacht sollte später einmal als der bedeutendste Völkerrechtler des 20. Jahrhunderts und als ein Vater der modernen Menschenrechtsbewegung gelten, doch sein Interesse an Frank war nicht nur beruflicher Natur. Fünf Jahre lang war Frank Gouverneur eines Gebiets gewesen, zu dem auch Lemberg gehörte, die Heimat von Lauterpachts großer Familie, darunter seine Eltern, ein Bruder, eine Schwester und deren Kinder. Als der Prozess ein Jahr zuvor eröffnet worden war, war über ihr Schicksal im Reich des Hans Frank nichts bekannt.

Ein anderer Mann, der sich für den Prozess interessierte, war an diesem Tag nicht anwesend. Raphael Lemkin lag in einem amerikanischen Militärkrankenhaus in Paris im Bett und hörte sich das Urteil im Radio an. Er war Staatsanwalt und Rechtsanwalt in Warschau gewesen, 1939 bei Ausbruch des Krieges aus Polen geflohen und schließlich in Amerika gelandet. Dort arbeitete er für die amerikanische Anklagevertretung des Prozesses, Seite an Seite mit den Briten. Auf seiner langen Flucht führte er eine Reihe von Handkoffern mit sich, vollgestopft mit Dokumenten, darunter viele von Frank unterzeichnete Erlasse. Beim Studium dieser Unterlagen entdeckte Lemkin ein Verhaltensmuster, das er mit einem Etikett versah, um das Verbrechen zu beschreiben, dessen Frank angeklagt werden konnte. Er nannte es »Genozid«. Während Lauterpacht sich auf »Verbrechen gegen die Menschlichkeit« konzentrierte, und somit auf den Schutz von Individuen, ging es ihm um den Schutz ganzer Bevölkerungsgruppen. Er hatte unermüdlich dafür gearbeitet, Frank des Genozids anklagen zu können, aber an diesem letzten Prozesstag war er zu krank, um dabei zu sein. Auch er hatte ein persönliches Interesse an Frank: Er hatte jahrelang in Lwów gewohnt, und seine Eltern und sein Bruder waren von den Verbrechen betroffen, die auf Franks Gebiet begangen worden sein sollten.

»Angeklagter Hans Frank«, verkündete der Gerichtspräsident. Frank sollte nun erfahren, ob er zu Weihnachten noch am Leben und in der Lage sein würde, das Versprechen einzulösen, das er kürzlich

seinem siebenjährigen Sohn gegeben hatte: dass alles gut war und er zum Fest zu Hause sein würde.

**Donnerstag, 16. Oktober 2014,
Justizpalast in Nürnberg**

Achtundsechzig Jahre später besuchte ich den Gerichtssaal 600 in Begleitung von Hans Franks Sohn Niklas, der ein kleiner Junge gewesen war, als sein Vater ihm dieses Versprechen gegeben hatte.

Niklas und ich begannen unseren Besuch in dem trostlosen, leeren Flügel des nicht mehr genutzten Gefängnisses hinter dem Justizpalast, dem einzigen der vier Flügel, der noch stand. Wir saßen gemeinsam in einer kleinen Zelle, ähnlich der, in der sein Vater fast ein Jahr verbracht hatte. Zum letzten Mal war Niklas im September 1946 in diesem Gebäudeteil gewesen. »Es ist der einzige Raum auf der Welt, wo ich meinem Vater ein klein wenig näher bin«, sagte er zu mir, »wenn ich hier sitze und an ihn denke, wie er ungefähr ein Jahr lang hier drinnen gewesen ist, mit einer offenen Toilette, einem kleinen Tisch und Bett und sonst nichts.« Die Zelle war gnadenlos, und das war auch Niklas im Hinblick auf die Taten seines Vaters. »Mein Vater war Rechtsanwalt; er wusste, was er tat.«

Der Gerichtssaal 600, der immer noch benutzt wird, hatte sich seit der Zeit des Prozesses nicht wesentlich verändert. Damals im Jahr 1946 musste jeder der einundzwanzig Angeklagten auf dem Weg von den Zellen in den Gerichtssaal einen engen Fahrstuhl benutzen, eine Vorrichtung, die Niklas und ich sehen wollten. Sie war noch vorhanden, hinter der Bank, auf der die Angeklagten saßen. Man betrat den Fahrstuhl durch eine alte Holztür, die sich so geräuschlos wie je öffnete. »Auf, zu, auf, zu«, schrieb R. W. Cooper von *The Times*, London, der frühere Tennisreporter, der täglich über den Prozess berichtete. Niklas ließ die Tür aufgleiten, betrat den engen Raum und schloss dann die Tür hinter sich.

Als er wieder herauskam, ging er zu dem Platz, auf dem sein Vater während des Prozesses gesessen hatte, in dem er wegen Verbrechen gegen die Menschlichkeit und Genozids angeklagt worden war. Niklas setzte sich und stützte sich vorn auf das Holzgeländer. Er sah mich an, blickte sich im Saal um und seufzte dann. Ich hatte mir oft Gedanken gemacht über den Augenblick, als sein Vater das letzte Mal durch die Tür des Aufzugs getreten und zur Anklagebank gegangen war. Es existiert kein Filmmaterial, denn am letzten Nachmittag des Prozesses, am Dienstag, dem 1. Oktober 1946, durfte nicht gefilmt werden. Das geschah, um die Würde der Angeklagten zu wahren.

Niklas' Stimme unterbrach meine Gedanken. Er sprach leise und bestimmt: »Das ist ein glücklicher Raum, für mich und für die Welt.«

Dass Niklas und ich uns gemeinsam im Gerichtssaal 600 befanden, verdankte sich einer überraschenden Einladung, die ich einige Jahre zuvor erhalten hatte. Sie stammte von der juristischen Fakultät der Universität jener Stadt, die heute unter dem Namen Lwiw bekannt ist. Man lud mich ein, einen öffentlichen Vortrag über meine Arbeit zu halten, die sich um Verbrechen gegen die Menschlichkeit und Genozid dreht. Die Fakultät bat mich, über die Fälle zu berichten, an denen ich beteiligt gewesen war, sowie über meine Forschungen zum Nürnberger Kriegsverbrecherprozess und dessen Folgen für unsere heutige Welt.

Mich hatten der Prozess und der Mythos von Nürnberg seit langem fasziniert als der Moment, der als die Geburtsstunde unserer modernen internationalen Gerichtsbarkeit gilt. Ich war gebannt von den seltsamen Details, die man in den umfangreichen Protokollen finden konnte, und von den grauenhaften Beweisen, mich interessierten die vielen Bücher, Lebenserinnerungen und Tagebücher, die in forensischer Genauigkeit die Zeugenaussagen vor Gericht wiedergaben. Mich fesselten die Bilder, Fotos, Wochenschauen und Filme wie *Judgment at Nuremberg* (Das Urteil von Nürnberg), der 1962 den Oscar gewann und durch sein Thema und durch Spencer Tracys Flirt

mit Marlene Dietrich unvergesslich blieb. Ein praktischer Grund für mein Interesse war, dass der Prozess nachhaltigen Einfluss auf meine Arbeit gehabt hatte: Denn der Urteilspruch von Nürnberg verschaffte der aufkeimenden Menschenrechtsbewegung kräftigen Auftrieb. Ja, es gab einen starken Beigeschmack von »Siegerjustiz«, doch hatte der Fall zweifellos eine katalytische Wirkung, weil er erstmals die Möglichkeit eröffnete, den Führern eines Landes vor einem internationalen Gerichtshof den Prozess zu machen.

Sehr wahrscheinlich hatte ich die Einladung aus Lwiw eher meiner Arbeit als Anwalt zu verdanken als meinen Büchern. Im Sommer 1998 war ich am Rande an den Verhandlungen in Rom beteiligt, die zur Schaffung des Internationalen Strafgerichtshofes (IStGH) führten, und einige Monate später arbeitete ich am Pinochet-Fall in London mit. Der frühere Präsident Chiles, der von einem spanischen Staatsanwalt wegen Genozids und Verbrechen gegen die Menschlichkeit angeklagt worden war, hatte sich vor britischen Gerichten auf Immunität berufen und war gescheitert. In den Jahren danach sorgten andere Fälle dafür, dass sich die Pforten der internationalen Strafjustiz nach einer Periode des Stillstands während des Kalten Krieges, der auf den Nürnberger Prozess folgte, allmählich wieder öffneten.

Fälle aus dem früheren Jugoslawien und aus Ruanda landeten bald auf meinem Schreibtisch in London. Es folgten Fälle aus dem Kongo, aus Libyen, Afghanistan und Tschetschenien, aus dem Iran, Syrien und dem Libanon, aus Sierra Leone, Guantánamo und dem Irak. Die lange, traurige Liste zeigte deutlich, dass die guten Absichten aus dem Gerichtssaal 600 in Nürnberg erfolglos geblieben waren.

Ich bekam es mit mehreren Fällen von Massenmord zu tun. Einige wurden als Verbrechen gegen die Menschlichkeit – die Tötung einzelner Menschen im großen Maßstab – behandelt, und andere führten zur Anklage wegen Genozids – der gezielten Vernichtung von nationalen, ethnischen, rassischen oder religiösen Bevölkerungsgruppen. Diese zwei unterschiedlichen Straftatbestände, mit ihren jeweiligen

Schwerpunkten auf dem Individuum und der Gruppe, entwickelten sich parallel, doch im Laufe der Zeit erschien vielen Menschen der Genozid als das Verbrechen aller Verbrechen. Ganz so, als gäbe es eine interne Rangfolge und als wäre es weniger schrecklich, eine große Anzahl von Individuen zu töten. Gelegentlich erhielt ich Hinweise auf die Herkunft und den Zweck der beiden Begriffe sowie auf ihren Zusammenhang mit den Verhandlungen im Gerichtssaal 600. Doch stellte ich nie allzu gründliche Nachforschungen darüber an, was in Nürnberg geschehen war. Ich wusste, wie diese neuen Straftatbestände entstanden waren und wie sie sich später entwickelt hatten, doch ich wusste wenig über die damit verbundenen persönlichen Geschichten oder wie es dazu kam, dass die beiden Verbrechen im Strafverfahren gegen Hans Frank zur Anklage kamen. Auch über die persönlichen Umstände, unter denen Hersch Lauterpacht und Raphael Lemkin ihre unterschiedlichen Ideen entwickelten, wusste ich nichts.

Die Einladung aus Lwiw bot eine Chance, diese Geschichte zu erforschen.

Ich ergriff sie aus noch einem anderen Grund: Mein Großvater Leon Buchholz wurde dort geboren. Ich kannte den Vater meiner Mutter viele Jahre lang – er starb 1997 in Paris, einer Stadt, die er liebte und Heimat nannte –, doch ich wusste wenig über die Jahre vor 1945, weil er nicht über sie sprechen wollte. Sein Leben umspannte das gesamte 20. Jahrhundert, und als ich ihn kennenlernte, war seine einstmals große Familie zusammengeschrumpft. Das begriff ich, aber nicht in welchem Ausmaß oder unter welchen Umständen. Eine Reise nach Lwiw bot die Möglichkeit, mehr über jene schmerzlichen Jahre zu erfahren.

Ein paar wenige Informationen hatte er preisgegeben, doch zum größten Teil hatte Leon die erste Hälfte seines Lebens in einer Gruft verschlossen. Die damaligen Ereignisse mussten in den Nachkriegsjahren große Auswirkungen auf meine Mutter gehabt haben, doch sie waren auch für mich wichtig, hatten sie doch folgenreiche Spuren

und viele unbeantwortete Fragen hinterlassen. Warum hatte ich mich für eine juristische Laufbahn entschieden? Und warum für ein juristisches Gebiet, das offenbar mit einer unausgesprochenen Familiengeschichte verbunden war? »Nicht die Gestorbenen sind es, die uns heimsuchen, sondern die Lücken, die aufgrund von Geheimnissen anderer in uns zurückgeblieben sind«, schrieb der Psychoanalytiker Nicolas Abraham über die Beziehung zwischen Enkeln und Großeltern. Die Einladung nach Lwiw war eine Möglichkeit, diese verstörenden Lücken zu erkunden. Ich nahm sie an und brachte dann einen Sommer damit zu, den Vortrag zu verfassen.

Eine Karte zeigte Lwiw genau in der Mitte Europas; die von London aus nicht leicht zu erreichende Stadt lag am Schnittpunkt gedachter Linien, die Riga mit Athen verbanden, Prag mit Kiew, Moskau mit Venedig. Hier kreuzten sich die Verwerfungslinien, die den Osten vom Westen und den Norden vom Süden trennen.

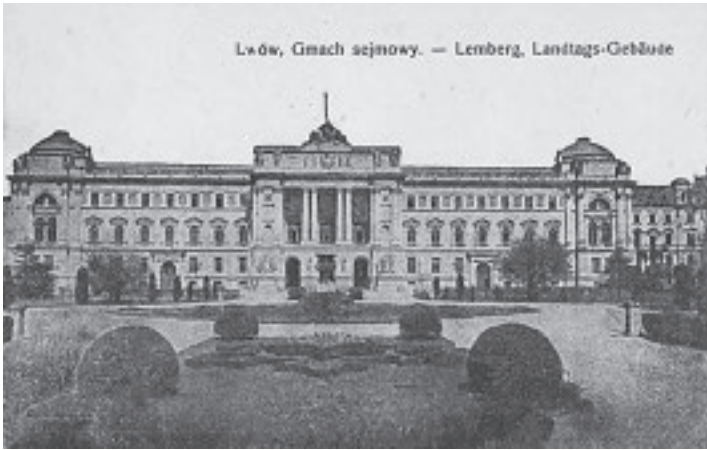
Einen Sommer lang vertiefte ich mich in die Literatur über Lwiw. In Bücher, Karten, Fotos, Wochenschauen, Gedichte, Lieder – eigentlich alles, was ich über die Stadt der »verwischten Grenzen«, wie Joseph Roth sie nannte, finden konnte. Mich interessierten besonders die ersten Jahre des 20. Jahrhunderts, als Leon in dieser Stadt der »polyglotten Farbigkeit« lebte, dem »Rot-Weiß, Blau-Gelb und einem bißchen Schwarz-Gelb« des polnischen, ukrainischen und österreichischen Einflusses. Ich entdeckte eine Stadt der Mythen, einen Ort tiefer intellektueller Traditionen, wo die vielfältigen Kulturen, Religionen und Sprachen der Völker, die im großen Haus der Österreichisch-Ungarischen Monarchie zusammenlebten, aufeinanderprallten. Der Erste Weltkrieg brachte das Haus zum Einstürzen, zerstörte ein Reich und setzte gefährliche Kräfte frei: Rechnungen wurden beglichen, und es kam zu großem Blutvergießen. Der Versailler Vertrag, die Okkupation durch die Nazis und die Sowjetherrschaft folgten einander in kurzem Abstand und richteten gemeinsam Unheil an. Das »Rot-Weiß« und das »Schwarz-Gelb« verblassten und ließen

das moderne Lwiw mit einer überwiegend ukrainischen Bevölkerung zurück, als eine nun von »Blau-Gelb« beherrschte Stadt.

Zwischen September 1914 und Juli 1944 wechselte die Herrschaft über die Stadt achtmal. Nachdem sie lange Zeit die Hauptstadt des »Königreichs Galizien und Lodomerien mit dem Großherzogtum Krakau und den Herzogtümern Auschwitz und Zator« innerhalb der Österreichisch-Ungarischen Monarchie gewesen war – ja, es ist *das* Auschwitz –, fiel die Stadt zunächst an Russland, dann zurück an Österreich, dann kurz an die Westukraine, dann an Polen, dann an die Sowjetunion, dann an Deutschland, dann erneut an die Sowjetunion und schließlich an die Ukraine, zu der es noch heute gehört. Im Königreich Galizien, auf dessen Straßen Leon als kleiner Junge herumliefe, lebten einst Polen, Ukrainer, Juden und viele andere. Doch als Hans Frank am letzten Tag des Nürnberger Prozesses den Gerichtssaal 600 betrat – weniger als dreißig Jahre später –, war die gesamte jüdische Volksgruppe ausgelöscht, die Polen waren vertrieben worden.

Die Straßen von Lwiw sind ein Mikrokosmos des turbulenten 20. Jahrhunderts in Europa, der Mittelpunkt blutiger Konflikte, die Kulturen auseinandergerissen haben. Inzwischen liebe ich die Landkarten jener Jahre, mit Straßen, deren Namen oft wechselten, obwohl ihr Verlauf unverändert blieb. Eine Parkbank, ein schönes Jugendstilrelikt aus der österreichisch-ungarischen Zeit, wurde mir mit der Zeit zu einem vertrauten Freund. Von hier aus konnte ich die Welt vorüberziehen sehen, sie war ein guter Aussichtspunkt auf die wechselvolle Stadtgeschichte.

1914 befand sich die Bank im Stadtpark, gegenüber des großartigen Landtagsgebäudes, des Parlaments von Galizien in der östlichsten Provinz der Österreichisch-Ungarischen Monarchie. Ein Jahrzehnt später hatte sich die Bank nicht wegbewegt, aber sie stand nun in einem anderen Land, in Polen, im Kościuszko-Park. Das Parlament war verschwunden, aber nicht das Gebäude, das jetzt die Jan-Kazimierz-Universität beherbergt. Im Sommer 1941, als Hans Franks



Galizischer Landtag in Lemberg

Generalgouvernement die Macht in der Stadt übernahm, wurde die Bank germanisiert, sie befand sich jetzt im Jesuitengarten gegenüber einem früheren Universitätsgebäude, das seiner polnischen Identität beraubt worden war.

Diese Zwischenkriegsjahre sind der Gegenstand einer beträchtlichen Literatur, aber kein Werk beschreibt plastischer, was verlorengegangen ist, als *Mój Lwów* (Mein Lemberg). »Wo seid ihr, Lemberger Parkbänke, geschwärzt von Alter und Regen, rauh und gesprungen wie die Borke mittelalterlicher Ölbäume?«, fragte der polnische Dichter Józef Wittlin 1946.

Als ich nun, sechs Jahrzehnte später, bei der Bank ankam, auf der mein Großvater vor einem Jahrhundert gesessen haben könnte, befand ich mich im Iwan-Franko-Park, benannt zu Ehren eines ukrainischen Schriftstellers, der Gedichte und sozialkritische Romane schrieb und dessen Name nun das Universitätsgebäude zierte.

Witlins Hommage an Lemberg wurde in seinen spanischen und deutschen Übersetzungen mein Begleiter, ein Führer durch die alte

Stadt mit ihren Gebäuden und Straßen, die gezeichnet waren von den im November 1918 ausgebrochenen Kämpfen. Dieser brutale Konflikt zwischen der polnischen und der ukrainischen Bevölkerung, bei dem die Juden zwischen allen Stühlen saßen oder zur Zielscheibe wurden, war besorgniserregend genug gewesen, dass in der *New York Times* darüber berichtet wurde. Er hatte den Präsidenten der USA Woodrow Wilson veranlasst, eine Untersuchungskommission einzusetzen. »Ich will keine Wunden am lebendigen Leibe dieser Erinnerungen berühren und spreche deshalb nicht vom Jahr 1918«, schrieb Wittlin und tat dann genau das. Er erinnerte an die »brudermörderischen polnisch-ukrainischen Kämpfe«, deren Frontlinien sich quer durch die Stadt zogen, wodurch viele zwischen den kriegführenden Parteien festsaßen. Doch waren auch die Grundregeln der Höflichkeit noch immer befolgt worden, etwa als ein ukrainischer Schulfreund das Kampfgeschehen in der Nähe der Bank, auf der ich nun saß, kurz unterbrochen hatte, damit der junge Wittlin nach Hause gelangen konnte.

»Unter meinen Kollegen herrschte Harmonie, obgleich viele von ihnen zu verschiedenen, miteinander verfeindeten Nationen gehörten und abweichende Glaubenslehren und Anschauungen bekannten«, schrieb Wittlin. Hier war die mythische Welt Galiziens, wo Nationaldemokraten Juden liebten, Sozialisten mit Konservativen Tango tanzten, Altruthenen und Russophile mit ukrainischen Nationalisten weinten. »Spielen wir die Idylle«, schrieb Wittlin, indem er »das Wesen des Lembergertums« heraufbeschwor. Er schilderte eine Stadt, die erhaben und gaunerhaft war, weise und idiotisch, poetisch und mittelmäßig. »Herb ist der Geschmack des Lembergertums«, schloss er wehmütig, wie der Geschmack einer ungewöhnlichen Frucht, der *czerezmcha*, einer wilden Kirsche, die nur in der Vorstadt Kleparów gedieh. Wittlin nannte die Frucht eine *cerenda*, bitter und süß. »Das Heimweh verfälscht gern auch den Geschmack, indem es uns heute nur Lembergs Süße zu empfinden heißt. Doch kenne ich Menschen, für die Lemberg eine Schale voll Bitterkeit war.«